

Am Ende des Tunnels

Frankreich Tausende Flüchtlinge wollen von Calais nach Großbritannien. Sie leben unter unwürdigen Bedingungen in einem Lager am Rand der Stadt. Viele riskieren alles, um auf einen Zug zu springen, der sie auf die Insel bringt.



Flüchtlinge auf dem Weg zum Eurotunnel

Kann das Europa sein? Abud blinzelt in die Sonne, vor ihm breitet sich keine Zeltstadt aus, windschief, düster, schmutzig. Oder ist das ein Albtraum?

Er stolpert an Bretterhütten vorbei, die mit grauen Planen abgedeckt sind. Rechts liegen leere Plastikflaschen, links Bierdosen, ein zerrissener Pullover, Badelatschen, ein Ölfass, Mülltüten. Es ist ein heißer Augusttag, in der Luft mischt sich der Geruch von brennendem Holz mit dem von Fäkalien und verrottenden Essensresten. Abud sieht eine Frau, die neben einem undichten Wasserrohr hockt und ihre Wäsche schrubbt.

Die Zelte und Hütten könnten in jedem Flüchtlingscamp der Welt stehen. Aber Abdurrahman Kurdi, genannt Abud, 23 Jahre alt, ist nicht in Jordanien gelandet oder im Sudan, sondern in Calais, im Norden Frankreichs. In einem Slum, mitten in Europa, am Rande des Ärmelkanals, der den Kontinent und Großbritannien trennt.

Abud ist ein stiller, etwas schwermütiger junger Mann aus Damaskus. Vor fünf Wochen floh er, weil er nicht kämpfen und in der Armee dienen wollte. Seine Flucht führte ihn über den Libanon, die Türkei und Griechenland. Als er an diesem Vormittag in Calais ankommt, trägt er nichts als einen kleinen Rucksack bei sich, kein Junge mehr und noch kein Mann.

Sein Englisch ist perfekt. Einer seiner Cousins wohnt in Derby, bei Birmingham, und verdient sieben Pfund die Stunde in einer Textilfabrik. Abud will auch auf die andere Seite des Kanals, wie die meisten Leute in dem Camp am Rand von Calais, das alle nur „Dschungel“ nennen.

Ungefähr 3000 Männer und Frauen wohnen hier, es gibt drei Dutzend Toiletten, zwölf Duschen, mehrere Trinkwasserstellen und Strom von kleinen Dieselgeneratoren. Der Dschungel ist die Zwischenhölle auf dem Weg ins Königreich. Sudanesen leben Hütte an Hütte mit Afghanen, Iraner neben Pakistanern, Ägypter neben Somaliern. Darunter ist auch Merhawi aus Eritrea, 21 Jahre alt, ein junger Kerl voller Glut und Eifer, der davon träumt, in England Medizin zu studieren. Und Maisa, eine zornige, verzweifelte Äthiopierin.

Viele Bewohner des Dschungels haben wie Abud Verwandte oder Freunde, die ihnen erzählen, wie angenehm das Leben auf der anderen Seite, in England, sei; wie einfach man einen Job finde; wie schnell man als Flüchtling anerkannt werde. Seitdem der Fährhafen in Calais wie ein Fort gesichert ist, sehen die meisten im Camp nur einen Weg nach England: auf einem Güterzug durch den Eurotunnel.

Der Dschungel wurde in den vergangenen Wochen nicht nur zum Symbol für eine humanitäre Katastrophe mitten in einer der reichsten Regionen der Erde. Er ist auch ein Mahnmal für die Unfähigkeit Europas, eine Strategie im Umgang mit den Flüchtlingen zu finden. Außerdem wurde das Lager zur Belastung für die britisch-französischen Beziehungen. Denn Frankreich verteidigt in Calais einen Teil der britischen Außengrenzen, weil die Briten verhindern wollen, dass die Flüchtlinge durch den Tunnel auf die Insel gelangen.

In Calais sind Hunderte Polizisten und Wachleute Tag und Nacht im Einsatz. Vorige Woche erklärten der französische Innenminister Bernard Cazeneuve und seine britische Kollegin Theresa May das Drama von Calais zur „obersten Priorität“. Gleichzeitig sagte Premier David Cameron weitere zehn Millionen Euro für zusätzliche Sicherheitsmaßnahmen zu, versprach mehr Spürhunde sowie die Verstärkung der Zäune. Es ist der Versuch, der Hoffnung von Tausenden mit den Mitteln der Polizeitaktik zu begegnen.

Doch im Dschungel schreckt das niemanden. Abud sitzt im Eingang eines Campingzeltes, in dem er die erste Nacht verbracht hat. Er sagt, er sei bereit. Sein Vater ist Taxifahrer in Damaskus, seine Mutter Lehrerin, sie hoffen, dass er es bis England schafft. Wäre er nicht desertiert, sondern Soldat geworden, stünde er nun tief im syrischen Blutbad. „Entweder du tötest, oder du wirst getötet“, sagt er. Die Reise nach Calais hat ihn 3500 Euro gekostet. Er lässt sich nicht aufhalten, so kurz vor dem Ziel.

Auf den zweiten Blick kommt ihm das Camp fast einladend vor. Abud sieht die selbst gezimmerten Moscheen, die kuppelartige Bibliothek, die Kirche der Eritreer, die Schule, die Restaurants, die Läden und Bars. Wenn es keinen Staat gibt, der für Ordnung sorgt, muss man die Ordnung selbst schaffen, das ist das Gesetz des Dschungels. Selbst im Chaos gibt es Rituale, die sich wie die Gezeiten täglich wiederholen. Waschen, beten, Tee trinken, Handy aufladen. Der Dschungel lebt und wächst. Abends zwischen sechs und halb acht gibt es ein kostenloses Essen, bezahlt von Frankreich, wenigstens das.

Dann versinkt die Sonne hinter der Chemiefabrik, sie brechen auf. Manche mit einem rostigen Fahrrad, die meisten zu Fuß. Bis zu der Stelle, wo sie auf die Züge springen wollen, sind es ungefähr zwölf Kilometer. Die Strecke verläuft durch ein Industriegebiet, an Wohnhäusern vorbei, dem Rathaus, durch die Einkaufsstraße. Ein allabendlicher Treck, an den sich die Bürger von Calais gewöhnt haben.

Manche der 73 000 Einwohner bringen Brot ins Camp, Milch, Zucker, Bauholz, alte Möbel. Manche lassen die Einwanderer zum Duschen in ihrem Haus oder beten an, Handys aufzuladen. Bisher kam es



Videoreportage:
Im „Dschungel“

spiegel.de/sp332015calais
oder in der App **DER SPIEGEL**

FOTO: PHILIPPE HUGUEN / APP / DER SPIEGEL

nicht zu Ausschreitungen, nur eine Gruppe von Rechtspopulisten protestierte.

Aber es gibt Leute, die sich beklagen, auch wenn sie lieber ungenannt bleiben wollen. Calais könnte eine hübsche Stadt am Meer sein, sagt ein Beamter im Rathaus. „Viele Leute haben das Gefühl, dass hier Krieg herrscht.“ Die Aggressionen hätten zugenommen, Mädchen seien von Flüchtlingen belästigt worden. Durch die Migranten sei die Kriminalität gestiegen.

Und auch Natacha Bouchart, die Bürgermeisterin, sagt: „Ich kann nicht einverstanden sein mit dem, was hier passiert.“ Sie ist nur telefonisch zu erreichen, sie ist im Urlaub auf La Réunion, weit weg im Indischen Ozean. „Wir leiden unter der Situation und werden nicht einmal wirtschaftlich entschädigt.“ Sie fordert 50 Millionen Euro von den Briten, als Ausgleich.

Madame Bouchart sieht sich auf der Seite der Guten, schließlich war sie es, die den Migranten im Januar den Dschungel schenkte. Auf einer ehemaligen Mülldeponie. Natürlich geht es ihr auch um den Schutz ihrer Bürger. Die kleinen Camps, die bis dahin über die Stadt verteilt waren, löste die Polizei fast alle auf. Die Bürgermeisterin plante am Stadtrand ein Zentrum für humanitäre Organisationen, die sich um die Bedürftigen kümmern sollten. Denn Natacha Bouchart wollte einen Ort, an dem sich die Menschen wohlfühlen. Keinen Slum. Doch ihr Plan ging nicht auf.

„Die Regierung will kein offizielles Flüchtlingslager“, sagt sie. Der Dschungel soll abschreckend wirken. Deshalb blühten am Rand der Stadt Kriminalität und Elend.

Von der Aufrüstung der Polizei hält sie nichts, genauso wenig von noch mehr Zäunen und noch mehr Stacheldraht. „Was soll das hier werden? Ein Gefängnis?“ Am liebsten würde Bouchart den Tunnel für alle öffnen. Dann würden die Briten sehen, wie schwierig es ist, 3000 Leute zu versorgen. Ihre Bürger hätten jedenfalls das Recht, genauso ungestört zu leben wie alle anderen.

So geben sich alle gegenseitig die Schuld an den Zuständen in Calais. Die Bürgermeisterin ihrer Regierung, die Hilfsorganisationen der Polizei, die Briten den Franzosen – und alle anderen den Briten.

Doch die wahren Verlierer sind die, die eigentlich nichts zu verlieren haben.

Merhawi, der junge Eritreer, ist bei denen, die bei Sonnenuntergang das Lager verlassen. Er trägt Turnschuhe, eine dunkle Jacke und ein Holzkreuz um den Hals. Merhawi ist sein Spitzname. Seine Flucht nach Europa dauerte vier Monate und kostete mehrere Tausend Euro, jetzt hat er kein Geld mehr. Mit einem Dutzend Freunden läuft er Richtung Westen. Abud aus Damaskus schließt sich ihnen an. Keiner in der Gruppe ist älter als 25, selbst eine Schwangere läuft mit. Sie wirken nicht wie Flüchtlinge, sondern wie Jugendliche auf dem Weg zu einem Musikfestival. Vor dem Rathaus machen sie Fotos. Wer in ihre lebenshungrigen Gesichter blickt, sieht entschlossene Hoffnung. Europa kann noch so hohe Zäune bauen, es wird sie nicht aufhalten. „Ich glaube fest daran, dass ich es schaffe“, sagt Merhawi. „Gott wird mir helfen.“

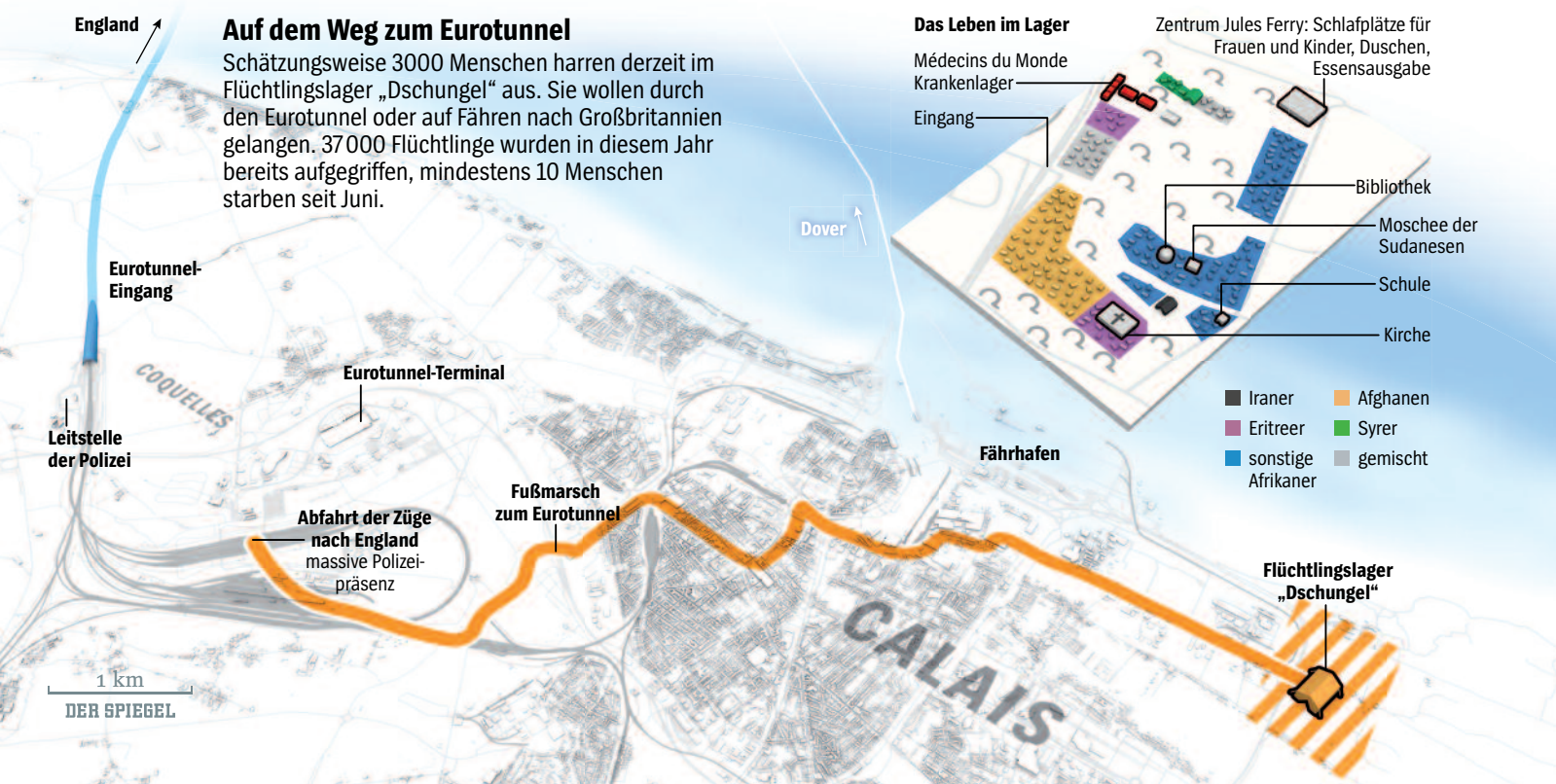
Zur selben Zeit, auf der anderen Seite des Zauns, machen sich die Männer bereit, die

den Tunnel verteidigen sollen. Auch das gehört zum abendlichen Ritual von Calais. Einer dieser Männer heißt Claude Verry, er ist 52 Jahre alt und Chef einer Einheit der Bereitschaftspolizei CRS. Mal ist er in den Vororten von Paris im Einsatz, mal in Marseille, immer dort, wo es gerade brennt. Seit voriger Woche ist er am Eurotunnel stationiert.

„Ich kenne die Lage hier seit 15 Jahren“, sagt er, „so schlimm wie jetzt war es noch nie.“ In den vergangenen Nächten hat er erlebt, wie Hunderte aus allen Richtungen den Zaun stürmten. „Sie kommen in großen Gruppen.“ Es gebe keine Chance, alle aufzuhalten. Ohnehin sei das Gebiet mit 6,5 Quadratkilometern zu groß, um eine lückenlose Kontrolle zu gewährleisten. Verry ist die uniformierte Machtlosigkeit.

Derzeit hat die Polizei rund 500 Mann im Einsatz, hinzu kommen 200 Sicherheitskräfte der Betreiberfirma des Eurotunnels. Bald wird weitere Verstärkung aus England eintreffen. Obwohl die Einheiten von einer gemeinsamen Leitstelle koordiniert werden, ist die Zuständigkeit zersplittert. Das Gebiet um den Eurotunnel wird von der Gendarmerie, der Bereitschaftspolizei und der Grenzpolizei abgesichert. Während die Gendarmerie für das Gebiet außerhalb des Zauns zuständig ist, steht Verry innerhalb des Zauns. Es kommt vor, dass die Gendarmerie Eindringlinge beobachtet, aber wenig unternehmen kann, weil sie hinter dem Zaun laufen.

Wenn Verry und seine Kollegen abends losziehen, sind sie mit Helmen, Schlagstöcken und Tränengas ausgerüstet. „Früher haben wir die Helme nicht aufgesetzt, weil





Unterricht im Flüchtlingslager: 2200 Fluchtversuche pro Nacht

das provozierte“, erzählt er. Doch vor einigen Tagen wurde erstmals ein Kollege am Kopf verletzt, weil Migranten mit Steinen warfen. Auch Verry wurde attackiert.

Zur Abschreckung kann der Polizist nur Tränengas einsetzen. Nimmt er Migranten auf den Gleisen fest, muss er sie bald wieder freilassen. Verry lädt sie dann einfach wieder vor dem Zaun ab. Oft versuchen dieselben Flüchtlinge drei-, viermal in einer Nacht, auf einen Zug zu springen. Bis zu 2200 Versuche gibt es pro Nacht.

Verry fühlt sich von der Regierung alleingelassen. „Wenn mich früher einer mit einem Stein beworfen hat, kam er ins Gefängnis.“ Sein Ärger gilt auch linken Gruppen, von denen er sagt, dass sie die Migranten gegen die Polizei aufhetzten.

Eine dieser Gruppen nennt sich „Calais Migrant Solidarity“. Sie seien keine formelle Organisation, sagt ein junger Brite mit blondem Irokesenschnitt, der seinen Namen nicht nennen will. Früher half er Migranten in Großbritannien, vor drei Jahren zog er nach Frankreich und lebt jetzt im Dschungel. Im Internet veröffentlicht seine Gruppe Geschichten von Flüchtlingen, die berichten, dass sie in Polizeiwagen eingesperrt, mit Tränengas besprüht, verprügelt oder getreten wurden. Human Rights Watch hat ebenfalls solche Vorwürfe dokumentiert. „Diese Leute haben keine Papiere. Sie können sich nicht bei der Polizei beschweren“, sagt der Aktivist. Die offiziell angegebene Zahl der Toten hält er für zu gering.

Voriges Jahr starben 16 Menschen bei dem Versuch, von Calais nach England zu gelangen, dieses Jahr sind es allein 10 seit Anfang Juni. Darunter ist Houmed Mousa, ein 17-jähriger Eritreer, der in einem See nahe den Gleisen ertrank. Achrat Mohamad, 23, aus Pakistan, kam im Tunnel ums Leben, drei Eritreer wurden auf der Autobahn überfahren. Ein ungeborenes Baby starb, weil seine Mutter von einem Lkw fiel und eine Frühgeburt erlitt. Andere brechen sich Knochen oder ziehen sich an den Zäunen tiefe Schnitte zu.

Der Tunnel ist Tod und Freiheit. Merhawi weiß das, Abud ebenso. Sie kennen aber auch die Geschichten von denen, die es geschafft haben. Im englischen Kent, auf der anderen Seite, griffen die Behörden in den vergangenen fünf Wochen angeblich über 400 Migranten auf. Der britische Polizeichef sagt, sieben von zehn Flüchtlingen schafften es innerhalb von vier Monaten durch den Tunnel. Müssen Merhawi und Abud noch mehr wissen?

Nach zwei Stunden sind sie mit ihrer Gruppe an einem Kreisverkehr im Süden der Stadt angekommen, bei der Autobahn A16. Mannschaftswagen der Polizei patrouillieren auf den Straßen. Die Mädchen wollen sich vor dem gefährlichsten Abschnitt des Weges ausruhen. Nach zehn Minuten sagt Merhawi: „Gehen wir.“

Er springt über eine Leitplanke und läuft durch brusthohes Gestrüpp. Sobald er Stimmen oder Motorengeräusche hört, duckt er sich. Nach einer Viertelstunde erreicht er einen etwa hundert Meter langen Tunnel, der unter den Gleisen hindurchführt. „Still jetzt!“, flüstert er. Zu den Gleisen sind es noch wenige Meter.

Maisa hat mehr als 30-mal versucht, auf einen Zug zu springen. Sie ist eine Veteranin des Tunnels. Und das, obwohl sie schwanger ist. Sie sitzt auf einem Parkplatz hinter einem Supermarkt in der Stadt. Maisa ist 30, stammt aus Addis Abeba in Äthiopien und arbeitete als Anwältin für Frauenrechte. Sie erzählt, dass sie dort mit der Polizei in Konflikt geraten sei und im Gefängnis gesessen habe. Deshalb sei sie geflohen.

Drei aus ihrer Gruppe haben es vorige Nacht geschafft, vermutlich sind sie drüben. Sie selbst hatte sich auf einem Güterzug unter einem Auto versteckt, doch als eine Gruppe Afghanen auf den Waggon kletterte, wurden Wachleute aufmerksam. Sie sprühten Pfefferspray. Die Polizei werde immer aggressiver, sagt Maisa. „Manchmal schlagen sie die Männer mit Stöcken.“

Maisa ist seit zwei Jahren auf der Flucht. Äthiopien, Sudan, Libyen, Italien, seit Mai

lebt sie in Frankreich. Selbst im Sudan seien die Flüchtlingslager humaner, sagt sie. Zunächst lebte sie im Dschungel, in einem Bereich für Frauen und Kinder, der von einer Hilfsorganisation betreut wird. Doch die Plätze dort sind knapp. Und sie war ein unangenehmer Gast. „Ich wollte, dass sie mir helfen, einen Asylantrag zu stellen“, erzählt sie. Als nichts geschah, organisierte sie einen Protest. Seitdem lebt sie auf einem Parkplatz, dessen einziger Vorteil ist, dass er näher an den Gleisen liegt.

Sie sagt: „Ich habe das Gefühl, dass ich hier sterben werde.“ So wie ihre Freundin Zeinab, eine Sudanerin, die vor einer Woche auf der Autobahn nahe dem Tunnel überfahren wurde. Sie hatte Tränengas in den Augen und konnte nichts sehen. Maisa sagt, die Polizei habe Zeinab umgebracht.

Der Tunnel ist der beliebteste, aber nicht der einzige Fluchtweg. Ein Teil der Flüchtlinge versucht, auf Lastwagen zu gelangen, die auf die Fähre nach Dover fahren. Hilfsorganisationen berichten, die Rasthöfe seien fest in den Händen von Schmugglern. Plätze werden ab etwa 1000 Euro gehandelt. Teurer sind Überfahrten in Kühltransportern, bei denen die Röntgengeräte der Polizei angeblich nicht anschlagen. Bezahlt wird in der Regel erst dann, wenn die Flucht geglückt ist. Aus England ruft der Kunde dann bei Treuhändern an, die das Geld gegen eine Gebühr an die Schleuser weiterreichen. Wer sich keine Schmuggler leisten kann, muss wie die meisten auf die Züge springen.

An den Gleisen ist Merhawi nur wenige Hundert Meter von seinem Ziel entfernt. Vor ihm ragt ein Zaun in den Abendhimmel. Taschen fliegen hinüber, dann folgt er. Bevor er in der Dunkelheit verschwindet, dreht er sich um. „Ich melde mich aus England“, sagt er. Abud rennt hinter ihm.

Sie werden an diesem Abend noch über einen zweiten und einen dritten Zaun klettern. Abud wird sich seinen linken Knöchel verstauchen. Sie werden sich den Güterzügen nach England bis auf wenige Meter nähern. Am Ende werden sie an den Polizisten scheitern.

Am nächsten Tag sitzen Merhawi und Abud wieder im Dschungel. Abud sagt, er werde versuchen, einen Schleuser zu finden. 1200 Euro könne er bezahlen. Merhawi will sich ausruhen, er kann sich keinen Helfer leisten. Er muss so lange über die Zäune springen, bis es klappt.

Nicola Abé, Sven Becker, Christoph Scheuermann, Petra Truckendanner

Mail: christoph_scheuermann@spiegel.de

Twitter: @chrisscheuermann

Im nächsten Heft: Helfen statt hetzen – überall in Deutschland schließen sich Menschen zusammen, um Flüchtlinge willkommen zu heißen und ihnen den Start zu erleichtern.